

Kommentar zu „Ein alternativer Standpunkt zu Deutsch als Wissenschaftssprache“ von Walter Krämer

Von Günter Jehle

Ist es wirklich so, wie von Walter Krämer (2002) zitiert und bei Ehlich (2000) ausgeführt, dass der Sprache „eine eigenständige gnoseologische Funktion bei der Wissensgewinnung“ zukommt? Sollten Wissenschaftler, deren Muttersprache Deutsch ist, lieber in ihrer Muttersprache formulieren, weil sie dann zu differenzierteren kognitiven Leistungen befähigt werden?

So interessant wie die Fragestellung ist, so schwierig ist es auch, eine schlüssige Antwort darauf zu geben. Letzten Endes haben wir es mit einer Fragestellung zu tun, die die Schnittstelle zwischen Psycholinguistik und Sprachphilosophie betrifft. Es gibt verschiedene wissenschaftliche Schulen, auf die ich im folgenden näher eingehe, bevor ich einen grundlegenden Trade-off zwischen Kreativität und Stringenz formuliere, der m.E. von Krämer übersehen wird.

Ist man eindeutiger Verfechter der Sapir-Whorf-Hypothese, wonach¹, kurz gesagt, die Kategorisierung und die Wahrnehmung unserer außersprachlichen Welt entscheidend von der Sprache abhängt, in der wir unsere Umwelt näher gebracht bekommen, dann muss man Krämer und Ehlich sicherlich zustimmen, dass der Gebrauch der Muttersprache zu einer differenzierteren Wahrnehmung, zu genaueren Erkenntnissen und zu einer größeren Trennschärfe zwischen unterschiedlichen Kategorien hinsichtlich außersprachlicher Realitäten führt. Vorausgesetzt wird hierbei natürlich, dass die Englischkenntnisse eines deutschsprachigen Wissenschaftlers nur eine Teilmenge seiner Muttersprache ausmachen. Die Frage hierbei ist allerdings, ob der deutschsprachige Muttersprachler nicht doch etwa in seiner Muttersprache „denkt“ und seine Gedanken und Erkenntnisse quasi später ins Englische überträgt. In diesem Fall täte der Gebrauch des Englischen der Differenziertheit seiner Erkenntnisse keinen Abbruch. Das Problem läge hierbei vielmehr in der sprachlichen Darstellung der wissenschaftlichen Erkenntnisse, da im Bereich des Englischen, gemessen am Deutschen, sprachliche Defizite vorliegen.

Versucht der deutschsprachige Muttersprachler allerdings seine Erkenntnisse sozusagen „Englisch denkend“ zu erlangen, so wäre – vom Standpunkt

¹ Nachzulesen in Gipper (1972).